

Zeitschrift: Schweizer katholische Frauenzeitung : Wochenbl. für Unterhaltung u. Belehrung

Band: 5 (1905)

Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweiz. kath. Frauenzeitung

Wochenblatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Redaktion: Frau A. Winißtöfer in Sarmenstorf (Aarg.)

Verlag: Buch- & Kunstdruckerei Union in Solothurn.

Monatliche Gratis-Beilagen:

Modebilder mit Schnitt-Mustern und Abbildungen u. Beschreibungen von Handarbeiten.



Abonnementspreise:

Für die Schweiz: Jährlich Fr. 4.50, halbjährl. Fr. 2.25.

Für das Ausland: Jährlich Fr. 7.50, halbjährl. Fr. 3.75.

Insertionspreis:

20 Cts. die einspaltige Petitzeile oder deren Raum.

Nº 38.

Solothurn, 23. September 1905.

5. Jahrgang.

Inhalt von Nr. 38: Beiträge zur heutigen Frauenbewegung. — Samenkörner. — Sterben dem Herrn. — Kindergottesdienst. (Gedicht.) — Unkraut freuen. — Geschichte des Silberguldens, der gerne nach Afrika gewandert wäre. (Schluß.) — Der Friede. (Gedicht.) — Nur ein Beispiel. — Von alten Spitzen. — Die Gartenraute. — Sinnprüche. — Küche. — Umschlag: Fürs Haus. — Der Gerichtshof für Kinder in New-York. — Literarisches. — Inserate.

Verlangen Sie gratis

unsern neuen Katalog mit 900 photographischen Abbildungen über
garantierte

261¹² H 4602 Lz

Uhren, Gold- u. Silberwaren.

E. Leicht-Mayer & Cie., Luzern 16, bei der Hofkirche

Wie erwirbt man Wahre Schönheit?

In 10—14 Tagen einen blendendreinen, rosigzarten Teint!

Bei Anwendung meines neuen **Sommersprossen**,
Mitesser, Säuren, Gesichts- und Nasenröté, Falten, gelbe
Flecken, rauhe, spröde Haut und alle Hautunreinigkeiten
für immer unter Garantie und die Haut wird sammtweich und jugend-
frisch. Preis dieses Mittels Fr. 4.75. 235

Hierzu GRATIS-Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege“.

Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Marken).

Institut für **Frau H. D. Schenke** Zürich
Schönheitspflege Bahnhofstrasse 16



Neues praktisches Koch-Buch

für den

gut bürgerlichen und feinen Tisch

von

Fran. P. Beyli in Muri (Aarg.)

Leiterin von Koch- und Haushaltungskursen.
Verfasserin des vom schweiz. gemeinnützigen
Frauenverein herausgegebenen Kochbüchleins
für den einfachen Haushalt.

Fünfte, vermehrte Aufl.
enthl. 500 erpr. Rezepte.

Zu beziehen durch die

Buch- & Kunstdruckerei Union in
Solothurn.

Preis Fr. 1.60.

Sehr hübsche, solide
Einbanddecken
für die
Schweizer katholische Frauenzeitung
erlassen wir von heute an zu Fr. 1.— per Stück. Einzelne Nummern
der „Schweiz. kath. Frauenzeitung“ können behufs Komplettierung
und Ersatz, solange Vorrat, bezogen werden bei der
Buch- und Kunstdruckerei Union,
Solothurn.

Für den
Magenleidenden,
die Wöchnerin
unsere lieben Kleinen,
für sie alle ist 30°
Singers

Hygienischer Zwieback
unentbehrlich!

Aerztlich empfohlen.

Im Verkauf bei E. Loosli und Robert
Scherb, Conditoren, Solothurn.
Schweiz. Bretzel- und Zwieback-Fabrik
Ch. Singer, Basel.

Fürs Haus.

Rotwein zur Verdünnung von Schuhwichse. Der in Gläsern übriggebliebene Rotwein findet eine praktische Verwendung zur Verdünnung von Schuhwichse. Dadurch wird ein schneller und haltbarer Glanz erzielt.

Ephenblätter als Waschmittel. Absud von Ephen leistet sehr gute Dienste beim Waschen wollener Kleider, Schürzen u. s. w. Wald-Ephenblätter mit weißen Aldern werden ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde in Wasser gekocht. Nachher wird das Wasser abgegossen und wenn dasselbe handwarm ist, die betreffenden Effekten eingelegt, nach kurzer Zeit gut gerieben und gewaschen. Hernach wird im kalten Wasser gut geplätt und an einem schattigen Orte die Wäsche getrocknet. Beim Bügeln gebrauche man als Unterlage schwarzen Stoff. — Man rechnet ungefähr zwei Handvoll Blätter für eine große Schürze.

öffentlicher Sprechsaal.

Fragen:

Frage 112. Kann mir vielleicht eine werte Abonnentin Auskunft erteilen über die sogenannte Miramar Strick-Maschine von Whittick & Cie. in Zürich? Sind die Verdienstanpreisungen reell? Zum voraus besten Dank. Eine Abonnentin.

Literarisches.

In frischen, schmucken Gewande, wie das so seine Weise ist, erscheint der **St. Ursen-Kalender für 1906** vor uns. Er darf sich seines 53. Jahrgangs rühmen, er ist immer jung dabei geblieben. Schon in der äußern Ausstattung steht er hinter keinem seiner Kollegen zurück und legt der Buch- und Kunstdruckerei Union in Solothurn alle Ehre ein. Und kostet dazu nur 40 Cts.!

Solid umrahmen den Inhalt wieder nach alter guter Gewohnheit die Weltchronik, interessant und übersichtlich, aus gewandter, schneidiger Feder, und der schweizerische Totenkalender, mit gewohnter Sorgfalt nachgeführt. Doch halt! Etwas Besonderes geht diesem Jahrgang voraus. Ist doch 1906 das Grinnerungsjahr des gewaltigen Bergsturzes von Goldau, dessen der St. Ursen-Kalender in Wort und Bild mit ergreifender Anschaulichkeit gedenkt. Dem gleichen Autor L. C. B. (dem hochverdienten Jubilar hochw. Hr. Regens Businger) begegnen wir noch in den trefflich zusammengestellten Jahrhunderterinnerungen und andern wertvollen Beiträgen. Den Erdgeruch und die Heimatkunst bewahrt sich unser Kalender in den Kulturbildern vom Ambassadorenhof, von den Glockengießern und der bekannten Gilzahl von Solothurn, vor allem aber, und das macht ihn in höchstem Grade aktuell, in der wenig bekannten Geschichte der zu einer seltenen Berühmtheit gekommenen Turnschanze, über die ein berufener Historiker gar spannend zu berichten weiß. Dass das Schillerjubiläum nicht bei Seite gelassen werden konnte, ist selbstverständlich, und dass uns auch die beiden schweizerischen Dichterportraits Isabelle Kaiser und Arnold Ott begegnen, wird gar vielen willkommen sein. Auch sonst noch ist die Geschichte und auch die Naturforschung in recht Anregendem und Belehrendem vertreten, und für die Unterhaltung ist in ausgiebiger Weise gesorgt. Die Illustration ist wieder überaus fein und reich durch den ganzen Inhalt hindurch, der in seiner gediegenen Mannigfaltigkeit nicht genug empfohlen werden kann. Lest ihn, den St. Ursen-Kalender!

Soeben erschien im Verlage von Buzon und Berker, Nevelaeer ein Buch: **Elternpflicht.** Beiträge zur Frage der Erziehung der Jugend zur Sittenreinheit. Gesammelt und bearbeitet von E. Ernst. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 176 Seiten. Preis broschiert M. 2. Dasselbe behandelt unter dem Gesichtspunkt der Sittenreinheit das weite Gebiet der sittlichen Erziehung in Bezug auf Vererbung, Gewöhnung, Beispiel, Belehrung und Zucht. Mit den für die Gegenwart besonders bedeutsamen Ratschlägen über die Aufklärung und Belehrung der Jugend steht das Buch auf durchaus christlichem Boden. Wir empfehlen dasselbe besonders den Müttern. Es wird ihnen ein überaus reichhaltiger, willkommener Ratgeber sein.

Paul Keller, Das letzte Märchen. Allgemeine Verlagsgesellschaft München m. b. H.

Paul Keller hat sich durch seine zwei Bücher „Gold und Myrrhe“ als begabter Schriftsteller erwiesen und dann durch seine grüblerischen, bei der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft erschienenen Romane: „Waldwinter“ und „Heimat“ den Ruhm eines hervorragenden Heimatdichters erworben. Im „Waldwinter“ sprudelt ein echter kerniger Humor, in der „Heimat“ kommt all der Ernst und alle Tiefe des deutschen Gemütes zu Tage. Es ist dies Buch, wenn ich so sagen darf, gleichsam der schlesische „Jörn Uhl“.

Im „Lebten Märchen“ betritt der Dichter neue Pfade. Er verspricht uns, wieder zum Kind zu werden, uns ins Märchenland zu führen, seine „arme kleine Seele“ zu suchen, die „vor dem bleichen Tode, vor dem vielen Gelächter und dem vielen Geschrei im Lande scheu geworden ist.“

Kaum, zauberhaft rasch verseht er uns mit einem mutigen Sprunge ins Märchenland der Zwergen. Wunderschön ist die Charakterisierung unserer Führer, der beschränkten Krähen. Höflich sind die ersten Erlebnisse im Märchenreich. Aber bald zeigen sich in demselben die gleichen Zustände und die gleichen Toreheiten, wie in der Menschenwelt. Unmerklich wird das „Lebte Märchen“ zu einer Satire, über der da und dort der feine Humor der Romantik aufleuchtet und Naturbilder von köstlicher Originalität und ursprünglicher Kraft schimmern.

So hat der Dichter sein erstes Versprechen, wieder zum Kind zu werden, nur teilweise, das zweite aber, mit uns die Seele zu suchen, seine Seele uns zu erschließen, voll und ganz gehalten. Es steht so viel Wahrheit, so viel Schönheit und Poesie, so viel Humor und wieder so viel Ernst und Tiefe in dem Buche, daß wir es wieder und wieder zur Hand nehmen, trotz der angedeuteten Zweiteilung ist es eben eines jener Bücher, die wie Freundschaft und Segensspruch in uns nachwirken. Tolle, lege! — M. S.

Der Gerichtshof für Kinder in New-York.

Die himmelschreienden Sünden, welche die moderne Zivilisation und der Industrialismus gegen die hilflosen Kinder begangen haben, werden allmählig erkannt; aber es fehlt noch viel, bis der Staat die Eltern, die Vormünder, die Herrschaften und Arbeitgeber zur Erfüllung ihrer Pflichten anhält und jede grobe Verleugnung derselben bestraft. Da der Staat, d. h. die von ihm bestellten Richter, die Gesetze auf ungerechte Weise handhabten, auf mildernde Umstände keine Rücksicht nahmen, die verurteilten Kinder in Kerker warfen, in denen sie im Umgang mit den allervernünftigsten Individuen gründlich verdorben wurden, konnten sie kaum gegen die Eltern einschreiten. Dieser Missbrauch ist überall abgeschafft; dagegen fehlt es an eigener Gerichtshöfen und eigenen Richtern für Kinder bis zum sechzehnten Jahr, und an Mitteln und Wegen, sie zu bessern.

In den Vereinigten Staaten, in denen man den alten Kulturstaat auf dem Gebiet der Charitas soweit voraus ist, erkannte man die Notwendigkeit eigener Gerichtshöfe schon deshalb, damit die Kinder beim Verhör nicht Zeugen der furchtbaren Szenen in den Gerichtshöfen seien. Die Richter der Kinder an den Kindergerichtshöfen in New-York sind mit außerordentlicher Gewalt betraut und üben dieselbe seit 1901 zugunsten der Kinder aus. Sie unterhalten enge Beziehungen zu dem Kinderschutzverein, der genaue Nachforschungen anstellt und den Richter in den Stand setzt, Fall für Fall nach Verdienst zu würdigen. Die Kinder, die über einem Verbrechen ergrappt worden sind, werden nicht in das Polizeigefängnis geworfen, sondern in ein Haus des Kinderschutzvereins gebracht, wo sie sorgfältig überwacht werden. Weder in dem Haus noch in dem Gerichtshof erfährt ein anderes Kind das Verbrechen seines Kameraden. Je nach den Aufschlüssen, welche der Richter von den Kinderfreunden erhalten hat, schickt er das Kind in eine Besserungsanstalt oder in eine wohltätige Anstalt, oder entlässt es auf Parole nach Hause, so jedoch, daß es dem Parole-Beamten von Zeit zu Zeit sich stellen muß. Diese urteilen, ob das Kind frei bleiben oder in eine Anstalt gebracht werden soll. Das Kind lernt hierdurch die seltene Kunst der Selbstbeherrschung und wird inne, daß es seines eigenen Glückes Schmied ist. Gerade der Umstand, daß man ihm Vertrauen geschenkt hat, ist ein Antrieb, der Leidenschaft zu widerstehen. Geben



St. Ada · St. Regula · St. Verena ·

St. Elisabeth · St. Wiborada · St. Bertha ·

Schweizer katholische Frauenzeitung

Von Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. gesegnet.

Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung

Mit monatlichen Gratisbeilagen: Modebilder mit Schnittmuster und Abbildungen und Beschreibungen von Handarbeiten.

Aboonementspreis für die Schweiz: jährlich Fr. 4. 50, halbjährlich Fr. 2. 25; für das Ausland: jährlich Fr. 7. 50, halbjährlich Fr. 3. 75.
Inserionspreis: 20 Cts. die einseitige Zeitzeile oder deren Raum.

Nº 38.

Solothurn, 23. September 1905.

5. Jahrgang.

Beiträge zur heutigen Frauenbewegung.

Von Theophil.

4. Wissenschaft oder Bildung?

Qus dem bereits festgestellten Gegensatz zwischen Kopf und Herz, Gesetz und Liebe ergibt sich ohne weiteres für jeden klar Denkenden die Folgerung, daß die Frau nicht wissenschaftlich veranlagt ist. (Bitte, keine Faust machen gegen den armen Theophil; er wird gleich ein Pfästerchen darauflegen!) Das ist nämlich für sie ebenso wenig ein Vorwurf, als wenn wir sagen, daß Holz der edlen Rebe und der duftenden Rose eigne sich nicht zu Bauzwecken. Wissenschaft leistet ja mitunter Großes, kann aber den Menschen weder bessern noch beglücken, sondern ist wie Geld oder Dampf eine Kraft, die jeder nach der ihm innenwohnenden Seele zum Guten oder Bösen verwertet. Jede Zeit hat ihr Steckenpferd, ihre Götzen. So das Mittelalter seinen Ritterdienst und Minnegesang mit der meist recht liederlichen Troubadourwirtschaft; der Neuzeit ist das Brunken mit Aufklärerei und Wissenschaft eigen. Pflicht jedes ehrlichen Christen und verständigen Menschen ist es, die in Umlauf gesetzten Rennwerte auf ihren wirklichen Gehalt zu prüfen, und wir achten es als einen von Gott der Frau verliehenen Vortzug, daß sie nicht wissenschaftlich angelegt ist und daß ihr spontanes, frisches, intuitives Wesen und Urteil ein gesundes Gegen- gewicht zu unserem trockenen, abstrakten Geistesleben bildet.

Einmal hat das Weib von Gott gar nicht die Mission erhalten, Wissenschaft zu treiben; sie soll nicht durch athletische Kraftübungen des Verstandes die Mitmenschen amüsieren, sondern durch warme Anteilnahme des Herzens dieselben beglücken. Wissenschaft nimmt dem Weibe die Frische und Natürlichkeit des Empfindens — sie macht es zu einer Blume ohne Duft. Wissenschaft ist eine Waffe, welche die Frau im Kampf ums Dasein weder braucht noch zu gebrauchen weiß; es geht ihr damit, wie dem David in Sauls schwerer Rüstung. Glatte Kiesel vom Bach und eine Schleuder dazu, das sind ihre Waffen, damit

hat sie schon manchen ungeschlagenen Goliath niedergestreckt. Welche unnatürlichen Menschen waren doch jene Latein und Griechisch redenden Damen am franz. Königshof im 17. Jahrhundert! Was hat ihre Wissenschaft der leidenden Menschheit genützt? Sie haben das Wort "Blaustrumpf" verewigt, ein Spottname, den die Welt bis zur Stunde jenen Frauen beilegt, die ihren schönen Neigungen zulieb die Pflichten der echten Weiblichkeit, besonders die häuslichen Pflichten, verachteten und ihre gelehrt Kenntnisse wohlgefällig zur Schau tragen. Treffend hat Molière in seinen "Gelehrten Frauen" die Grenzen des weiblichen Wissens gekennzeichnet, indem er den Clitaudre sagen läßt:

Ich gebe zu, daß eine Frau verständig denke von den meisten Dingen; Doch tadle ich an ihr die Sucht, daß nach Gelehrsamkeit sie haiche Nur um gelehrt zu sein. Im Stillen strebe sie nach Mehrung ihres Wissens; Und prunkt ja nicht mit Zitaten und mit Sprüchen großer Denker, Noch schlechte sie geistfreie Worte ins alltägliche Gespräch.

Wollen wir nun durch diese Anbringungen die Frauen von ihrem rechtmäßigen Anteil am schönen, Geist und Herz erfrischenden Wissen der Menschheit ausschließen? Nichts weniger als das. Wir wünschen vielmehr den heutigen Frauen — und das Leben der Neuzeit verlangt es zum Teil gebieterisch — mehr geistiges und allseitiges Interesse, bessere, lehrreichere Lektüre und anhaltenderes Nachdenken über Gehörtes und Gelesenes, ein Verarbeiten desselben und regsamere Teilnahme an allem, was für die Menschheit gut und wichtig ist. Wir möchten ihnen, so weit es der „Kampf ums Dasein“ überhaupt gestattet, alles wirklich Wissenswerte und Wertvolle, die Resultate so vieler Forschungen und so vieler Menschenarbeit, wie Blumen und Früchte zu Füßen legen. Zum Verständnis alles dessen bedürfen sie wohl gesunder Kopfarbeit, nicht aber der eigentlichen Wissenschaft. Was ist denn Wissenschaft? Im weitern Sinne ist es ein Sammelbegriff, ein Kollektivname, womit man das gesamte Wissen der Menschheit bezeichnet. Im engern Sinne ist sie ein bestimmter Faktor im Leben und hat, wie Kunst,

Industrie, Politik, ihre eigene Sprache, Technik und Methode. In diese oft staubigen und nicht selten ungesunden Werkstätten der Wissenschaft braucht die Frau nicht hinaufzusteigen; sie darf einen Blick hineinwerfen, um zu sehen, wie man Wissenschaft macht, aber sie soll nicht darin wohnen, weil die Luft für sie nicht gesund ist, noch darin arbeiten, weil sie die Kraft nicht dazu hat, noch auch mit den Werkzeugen zu hantieren versteht. Die Frau darf sich, wie eine Königin, mit Diamanten schmücken und ihre Freude daran haben; es ist darum nicht nötig, daß sie dieselben eigenhändig geschliffen habe. Sie kann Blumen pflegen und Früchte ziehen im Haugarten; aber sie braucht nicht Bücher zu schreiben über Agrikultur, oder Landwirtschaftliche Vorlesungen zu halten. Sie darf, wenn sie Lust und Muße hat, sich umsehen in der Welt- und Kirchengeschichte, auch die Grundzüge der Aesthetik sich aneignen, kurz, auf allen Gebieten die Freude der Wissenschaft pflücken und ihr Leben damit bereichern. Aber sie versuche nicht, selbst etwas Bedeutendes und Bahnbrechendes auf diesem Gebiete zu leisten, große Erfindungen und leuchtende Ideen in die Welt zu werfen, — das ist ihr trotz häufigen Versuchen und günstigen Umständen noch nie gelungen.

Über Frauenbildung sind ganze Bücher geschrieben worden. Wir können hier nicht näher darauf eingehen, — ist auch nicht nötig, denn die praktischen Folgerungen ergeben sich nach dem bereits Gesagten von selbst. Nur dieses sei noch bemerkt: Die wahre Hochschule für die mit den Grundelementen des Wissens verkehrende Frau ist und bleibt der Umgang mit soliden Büchern und gehaltvollen Männern — Vater, Bruder, Gatte. Dadurch, daß man das Mädchen jahrelang an Schulen und Instituten herumschickt, wird gewöhnlich wenig Ersprießliches erreicht, höchstens, daß der Bachisch eine große Meinung von sich selber bekommt und den Geschmack an Häuslichkeit und Einfachheit verliert. Hier nun sollte das sog. starke Geschlecht in die Lücke treten. Leider aber ist es eine Tatsache der täglichen Erfahrung und gewiß ein fauler Punkt in unserem hochgepriesenen Kulturreben, daß der Mann die schöne Aufgabe der geistigen Erziehung der Frau wenig erkennt und ihr vielfach das endlose Sitzen im Bierhaus mit Rauchen und Kartenspiel vorzieht. Freilich, manche Männer könnten, auch wenn sie den Willen dazu hätten, in dieser Beziehung nichts bieten, denn niemand gibt, was er nicht hat! Und, um beiden Teilen gerecht zu werden, darf man nicht verschweigen, daß manche Frauen durch Klatsch und Neugierkeitsrämerie alles Interesse für ernstere Fragen total verloren haben, und daß es ebensoviele Frauen gibt, die wirklich Interessantes und Lehrreiches nicht mehr anhören können und wollen, als Männer, die so reden, daß es sich nicht lohnt, ihnen zuzuhören! —



Samenkörner.

Von Nikolaus v. d. Flüe.

Mancher bauet Schlösser und Städte; es wäre besser, er bauete auf seine Seele Rosen (der Unschuld und Liebe Gottes) die ihn mit Gott vereinigen würden.



Alles Gold, Silber und Edelstein, und was man sonst auf Erden kostbares wünschen mag, läßt sich nicht mit der Schönheit einer einzigen Seele vergleichen, in welcher die Gottheit scheinet.



O lade deinen Nächsten nicht
Ob seiner Schuld vor dein Gericht;
Mein, rufe Gott in Demut an,
Dass beide Huld und Gnad empfah'n.



In Weisheit sollst du immer wandeln
Und nimmermehr im Zorne handeln;
Vom Zorne wirst du so entstellt,
Dass dir all dein Verstand entfällt.



Sterben dem Herrn!

Erzählung von A. Jüngst.

(Nachdruck verboten).

(Fortsetzung.)

Die Menschen lieben mich nicht als Zeugen ihrer geräuschvollen Gelage, ihrer ausgelassenen Freude; ich bin ihnen zu ernst, zu streng", versetzte die Lilie mit gedämpfter Stimme. "Seit jener Eine, Hohe gesagt, daß die Lilien des Feldes schöner gekleidet seien als Salomon in all' seiner Herrlichkeit, hat mein Geschlecht sich dem Dienste des Herrn geweiht. Wir schmücken die Altäre der Kirchen, die Bilder der lieben Gottesmutter und der Heiligen. Mein höchstes Lebensziel ist, gleich den vor mir Auserwählten, sterben zu dürfen dem Herrn".

"Sterben dem Herrn!" Wie geheimnisvoll das Wort durch die vom Mondlicht fast taghell erleuchteten Räume des Gewächshauses klang und nachzittern schien in den sehnsüchtig klagenden Weisen der Nachtigall.

"Sterben dem Herrn!" schlug es mit geisterhaftem Echo an das Ohr eines Pflanzchens, das vor wenigen Stunden seine ersten Keimblättchen hervorgestreift und mit schlüchternem Verzweifeln die Erde ob seinem Haupte gelüftet hatte.

"Sterben dem Herrn!" Was das nur sein möchte? Geißel etwas Hohes, Herrliches, Unfaßbares, sonst wären all' diese großmächtigen Blumenfürstinnen, deren Reden sein Herz mit Staunen und Bewunderung erfüllt hatten, nicht plötzlich verstummt, wäre nicht ein leiser Schauer durch die weihevolle Stille der Frühlingsmondnacht gegangen. Ein Schauer, in dem die Palmen ihre Wedel senkten und die Blumen, von der hochmütigen Orchidee bis zur zitternden Mimose, die Kelche neigten.

"Sterben dem Herrn!" Ob es das auch jemals erreichen würde?

Ein unnennbar süßes Grauen durchzann die feinen Fasern des Pflanzchens. Die zarten Wurzeln streckten sich, die schmalen Blättchen dehnten sich und schüttelten die letzten Erdkrümchen von ihren Spitzen. Es wußte, daß es fortan nur mehr ein Ziel, ein Streben haben würde: Sterben dem Herrn!

II.

"Mit dem kostbaren Nelkensamen der „Margarete“ hat der Amerikaner mich angeführt," sagte der greise Gärtner des Kommerzienrats Hartmut zu sich selbst, als er kopfschüttelnd das Pflanzchen betrachtete, welches den ganzen Sommer hindurch auf der sorglich gehüteten Blumenbank gestanden und doch nur kümmerlich sich entwickelt hatte. "Wieder eine der schwindelhaften Anpreisungen, die mich alten Praktikus schon zu so manchem nutzlosen Versuche veranlaßt haben. Was soll ich übrigens dem Geträut noch länger den Platz hier gönnen und mich Tag für Tag an ihm ärgern? Fort mit ihm auf den Dünghaufen, da ist es wenigstens zu etwas nütze. — Na, mein Junge, was soll's? Was möchtest du?"

Die letzten Worte galten einem am Tore lungernden Knaben von ungefähr zwölf Jahren, der mit einem lauten "Ah!" die nicht mißzuverstehende Handbewegung des Gärtners begleitet hatte.

"Ah," versetzte der Angeredete schüchtern, "wenn Sie die Blume doch fortwerfen wollen, Herr Martin, dann schenken Sie sie lieber mir. Ich will gerne dafür arbeiten an den schulfreien Nachmittagen, und . . ."

„Sieh', sieh', du willst das für arbeiten! Das ist mir neu.
Ihr Gassenbuben seid doch immer die reinsten Tagediebe.“

„Machen Sie einen Versuch mit mir,“ sagte der Knabe
gekränkt, und Sie werden sehen, daß ich im Ernst ge-
sprochen.“

„Und was willst du mit dem Zeugs da anfangen?“

„Ich habe eine kranke Schwester, die schon seit Jahren
gelähmt ist und kaum ein Glied bewegen kann. Margarets
einzige Freude sind ihre Blumen. Wer sie glücklich machen will,
braucht ihr nur etwas Blühendes zu bringen. So hatte sie im
vorigen Herbst von der Haushälterin unseres Herrn Pfarrers
einen Nelkenableger bekommen und das Blümchen den ganzen
Winter hindurch sorgsam gehütet und gepflegt. Als es nun
endlich in dicken Knospen stand und Margarete das Aufbrechen
der Blumen schon gar nicht mehr abwarten konnte, kam unglück-
licherweise unser Stubennachbar, der fast immer betrunkenen Roll-
fuhrmann Engler, herein und schleuderte den Topf in einem
seiner Wutanfälle vom Fensterbrett auf die Straße. Bis ich
aus dem fünften Stock herunterlaufen konnte, war die arme
Nelke zerknickt und zertreten. Margarete hat bitterlich geweint
darum und sich tagelang nicht trösten lassen wollen. Wenn Sie
daher . . .“

„Diese Nelke sollte auch eine „Margarete“ sein, eine
„Perle aller Nelken“, wie der Amerikaner sie pomphast titu-
lierte“, nickte der Gärtner, „aber Profit die Mahlzeit! der
Kerl hat mich angeführt. Wie heißt du, und wo wohnst du?“

„Georg Seldner, Schiffgraben Nr. 10.“

„So, so. Schöne Gegend das; kann mir nicht recht denken,
daß unseres Herrgotts Blumen da gedeihen mögen. Aber
wenn's deine kranke Schwester freut, bring' ihr das Zeug mit,
dann brauche ich mich wenigstens nicht mehr daran zu ärgern.
Und du stellst dich morgen nach der Schulzeit zur Arbeit ein,
hörst du! Zum Fäten und Wegsäubern kann ich fleißige Hände
immer gebrauchen.“

Mit aufsleuchtenden Augen sprang der Knabe herbei und
nahm unter lebhaften Dankesbezeugungen die Scherbe mit dem
verachteten Blümchen in Empfang. Wie einen kostbaren Schatz
drückte er sie an seine Brust und schritt stolz die Straße hinab.

„Mich soll's wundern, ob der Junge morgen kommen
wird,“ murmelte der alte Martin. „Natürlich bleibt er aus,
wie sie es immer tun. An der Nelke ist nichts gelegen, ich
hätte sie doch auf den Komposthaufen geworfen, aber um den
Buben wär's schade. Er hat ein so hübsches, offenes Gesicht
und so treuerzige, ehrliche Augen.“

Die pessimistische Vorhersagung des Gärtners sollte sich
indes nicht bewahrheiten. Am nächsten Tage pünktlich nach
Schluß der Schulstunden fand Georg Seldner sich ein. Gesicht
und Hände waren sauber gewaschen, kein Fleckchen hastete an
dem vertragenen und vielfach geslickten Anzuge.

„Naun, du bist also wirklich da?“ fragte Martin und
musterte den Knaben fast misstrauisch vom Scheitel bis zur
Sohle.

„Wie sollte ich nicht? Ich hatte es ja versprochen, und
überdies schulde ich Ihnen noch die Arbeit für die Nelke. Meine
Schwester läßt Ihnen auch schön danken. Herr Martin. Sie
hat sich ganz schrecklich gefreut, hat jedes Blättchen gezählt und
gemessen und dann den Topf an die Sonne gestellt aufs Fenster-
brett, damit sie die Blume tagsüber sehen kann.“

„So, so, freut mich von deiner Schwester! Aber wenn
du arbeiten willst, dann hörig voran. Der Gehilfe dort wird
dir zeigen, was du zu tun hast. Daz du dir jedoch nicht etwa
beifommen läßt, dich an den Pfirsichen zu vergreifen! Ich
weiß genau, wieviel ich an den Spalieren gelassen habe; ich
und die Frau Kommerzienrätin zählen sie jeden Morgen.“

(Fortsetzung folgt.)



Kindergottesdienst.

→#←
Es läuteten zur Kirche die Glocken,
Die Eltern, sie gingen schon aus,
Drei Kindlein in goldenen Locketten
Sie sitzen noch unter dem Hause.

Die muntern unmüthen Gäste,
Sind noch für die Kirche zu klein,
Doch wollen am heiligen Feste
Sie fromm wie die Alten schon sein.

Hat jedes ein Buch sich genommen
Und hält es verkehrt auf dem Schoß,
Draus singen die Schelme, die frommen,
Mit schallender Stimme draus los.

Weiß selber noch keins, was es singet,
Singt jedes in anderem Ton.
Singt immer, ihr Kindlein, es bringet
Auch so zu dem himmlischen Thron.

Dort stehn eure Engel, die reinen,
Und singen dem Vater der Welt,
Der stets aus dem Munde der Kleinen
Am liebsten sein Lob sich bestellt.

Singt immer; da drüben im Garten,
Da singt's in die Wette mit euch;
Die Vöglein sind es, die zarten,
Die zwitschern im jungen Gesträuch.

Singt immer, ihr singet im Glauben,
Das ist ja dem Heiland genug.
Ein Herz ohne Falsch, wie die Tauben
Ummit früh gen Himmel den Flug.

Singt immer; wir singen, die Alten,
Und lesen, die Schrift mit Verstand,
Und doch ach — wie hundertmal halten
Das Buch wir verkehrt in der Hand!

Singt immer, wir singen die Lieder
Nach Noten, so wie sich's gehört,
Und doch — vom Gezänke der Brüder,
Wie oft wird der Einklang gestört!

Singt immer; aus irdischen Hallen
Der hehrste und herrlichste Chor,
Was ist er? — ein kindisches Lallen,
Ein Hauch in des Ewigen Ohr!
(Gerok: Palmblättter.)



Unfraut streuen.

→

Der Frühling zog ins Land und streute über die Bäume
jene zarte Blütenfülle, die heute Aug und Herz entzünden, um
morgen schon Beute von Reis und Frost zu sein.

Vor zwei Jahren war's, auch an einem strahlenden Lenzes-
tag, da man Doras Mütterlein mit einem toten Kindlein im
Arm ins Grabbettete. Seither hatte die kleine mutterlose
Waise bei der Großmutter gewohnt. Diese übertrug all die
schwärmerische Liebe, die sie für die Verstorbene gehabt, auf
deren Kind. Sie wählte Pietät zu üben, wenn sie dieses Ver-
mächtnis förmlich zu ihrem Abgott mache. So kam es, daß
die Kleine gar bald das ganze Haus beherrschte; sie setzte alle
ihre kindischen Wünsche und Launen durch.

Doras Vater, ein vielbeschäftiger Beamter, war es wohl zufrieden, daß er sein Kind aufgehoben wußte und daß die Mutterwaise Liebe nicht entbehren mußte. Als er aber gewahr wurde, wie blind diese verschwendet ward, erfüllte ihn der Gedanke an die Folgen mit Sorge. Das war es wohl, was ihn rascher wieder zu einer Wahl veranlaßte. Dora wieder ein recht gutes Mütterlein zu geben, das war vor allem der leitende Gedanke.

Die Großmutter dachte anders darüber. In ihren Augen war die Verstorbene nicht zu ersetzten, und es zu versuchen, schien ihr fast wie ein Frevel. Konnte sie es nicht hindern, daß ihr Schwiegersohn „gefährlos“ genug war, es zu tun, so wollte sie doch alles aufzubieten, daß in des Kindes Herz niemals eine andere die Stelle seiner Mutter einnahm.

Dieser Entschluß hätte wohl jeder Eingeweihte aus den harten Bügeln gelesen, wäre er der Großmutter begegnet, als sie an jenem Frühlingstag, die Enkelin an der Hand, noch einmal zum Kirchhof wanderte, ehe sie das Kind dem Vater und der gestern eingezogenen neuen Mutter übergeben sollte.

Die Kleine glitt, gelockt durch der Wiese bunte Blumensterne, von der führenden Hand. Es mochte ihr eingefallen sein, daß der Vater ihr gestern gesagt: „Bring dem Mütterlein ein paar Blümchen.“ „Den soll Mütterlein haben!“ rief sie, den gesammelten Strauß hochhaltend, „dann hat sie mich lieb und gibt mir Kuchen!“

Ein Schatten ging über der Großmutter Gesicht. Ja, sie mußte bei dem Kinde den Begriff von der rechten Mutter und der Stiefmutter auseinanderhalten.

„Dein totes Mütterlein würde weinen, wenn du die Blumen nicht ihr bringst und sie dafür der andern schenkt. Die ist doch nur deine Stiefmutter und kann dich gar nicht so lieb haben wie dein rechtes Mütterlein.“

Stiefmutter! sagte das Kind gedehnt, was war das nur? wohl etwas recht garstiges. Dora widerstrebe nicht mehr, als die Großmutter den Strauß aus ihren Händen nahm, um ihn auf des toten Mütterleins Grabhügel zu legen.

„Lene, was ist das eine Stiefmutter?“ fragte das Mädchen die alte Magd, sobald sie diese am Abend außindig machen konnte. Lene war eine treue Verbündete ihrer Herrin, sie hatte in fast serviler Unterwürfigkeit redlich mitgeholfen, die Kleine zu verwöhnen. Sie fühlte bald heraus, daß es hier galt, einen angezettelten Faden weiter zu spinnen.

„Armes Kind,“ sagte sie und fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen, „Stiefmütter sind selten gut, aber wenn die deine dich schlagen will, so kommst du wieder zu uns.“

Dora wußte genug; sie stampfte trocken mit dem Fußchen und im Tone, der Großmutter und Lene so oft beherrschte, erwiderte sie heftig: „Ich lasse mich nicht schlagen, ich will keine Stiefmutter.“

Die Hände über dem Rücken gekreuzt, wiederholte sie die Worte noch einmal, als sie der Vater am andern Tag ihrer neuen Mutter zuführte. Ob auch die Rede der jungen Frau Hanna tief in die Seele schnitt, es änderte nichts an ihrem Gott gelobten Vorsatz, dem Kind eine Mutter zu sein im besten Sinne des Wortes. Täglich versuchte sie auss neue in unendlicher Geduld, den Schlüssel zu dem trockigen Kinderherzen zu finden, und oft schien es ihr auch wirklich zu gelingen. Verlangten aber der Kleinen bereits großgezogene Unarten Tadel oder Strafe, dann wandte sich diese wieder trocken ab und wanderte wohl wieder hinauf zur Großmutter. Holte sie der Vater nach einigen Tagen zurück, so war sie stets noch frostiger und unzugänglicher denn zuvor.

Nach Jahresfrist bekam Dora ein Brüderchen. Sie freute sich sichtlich darüber und die junge Mutter hoffte zuversichtlich, daß das Kind in der Liebe zum kleinen Hugo aufsteue. Widerstreitend hatte sie darum Dora nach der Taufe für einige Tage zur Großmutter übersiedeln lassen; doch diese bestand darauf unter dem Vorwand, das Kind besser beaufsichtigen zu können, als es jetzt daheim möglich wäre. Als Dora zurückkehrte, wußte

sie, daß Hugo „nur“ das Stießbrüderchen sei, vor dem sie das Kürzere zu ziehen haben würde.

* * *

Die Jahre vergingen; der kleine Hugo steckte schon in den ersten Hosen, Dora war bereits Schulmädchen, allen andern im Lernen voraus, aber auch in ihrem Wesen lag jene abstoßende Überreife, die bar ist an kindlicher Anmut. Die Mauer, die böse Vorurteile zwischen Mutter und Kind gebaut, war geblieben und Frau Hanna wurde oft das Herz schwer, wenn all ihr guter Wille an Doras Misstrauen scheiterte. Oft wurde sie an sich selber fast irr, zumal wenn sie aus den Augen ihres sonst gerechten Gatten einen Zweifel zu lesen glaubte.

Eines Abends blieb Dora nach der Schule aus. Sie mochte wohl, wie sie es oft tat, auf dem Heimweg bei Großmutter angekehrt und geblieben sein. Frau Hanna suchte sich damit abzufinden. Doch warum die bange Ahnung? Sie konnte nicht länger an sich halten. Ob sie auch auf keinen freundlichen Empfang rechnen durfte, sie mußte nach dem Kinde sehen. Lenes bestürzte Miene ließ nichts Gutes ahnen. Oben stand der Arzt an Doras Bett. „Die Symptome lassen auf eine heftige Diphtherie schließen, sorgen Sie rasch für eine Wärterin, die die Pflege übernimmt.“ „Hier ist mein Posten,“ erklärte Frau Hanna bestimmt. „Sie sind Mutter eines zweiten Kindes,“ mahnte der Arzt, „bedenken Sie, daß die Krankheit epidemisch auftritt, vielleicht droht auch dort Gefahr.“ Frau Hanna blieb fest: „Hier ist sie größer; teilen Sie es meinem Manne schonend mit, und geben Sie,“ setzte sie hinzu, und ihre Stimme zitterte in innerer Bewegung, „ich bitte, Vorsichtsmaßregeln wegen Hugo.“ Sie war wieder ruhig geworden, sah sie doch klar den Weg der Pflicht vor sich. So schloß sie sich denn mit Dora ein und übernahm Krankenwacht bei dem Kinde, für das sie wahrhaft mütterlich fühlte.

* * *

Ein nebel schwerer, frostiger Spätherbsttag, — Vorabend von Allerseelen — lag über der Erde. Schon senkte der Abend seine Schatten über die reichgeschmückte Totenstadt. Da knarrte noch einmal das Friedhofsförtschen. Eine gebeugte Frauengestalt schritt der Kirchhofmauer entlang, zwei gleiche Kränze am Arm. Auf ein Grab in der hintersten Reihe legte sie den einen, den andern trug sie auf einen frisch aufgeworfenen Hügel, über den sie sich in sichtlicher Bewegung beugte. Träne um Träne rann zur Erde nieder. „Bergib,“ stöhnte sie aus gepreßtem Herzen, „eine Stiefmutter warst du nicht.“ Dann ging sie lautlos, wie sie gekommen, von dannen. — Unter dem Hügel schlummerte Doras Mutter. Sie hatte gerungen für und mit dem Kinde in bangen Fiebernächten. Der Arzt hatte bereits das junge Leben aufgegeben — die Mutter nicht; sie setzte alles ein und blieb Siegerin. Doch nicht nur des Kindes Leben hatte sie gewonnen, auch seine Liebe. In den wirren Fieberträumen erschien Dora das treue Mütterlein, das nie von ihrem Bette wich, wie eine Lichtgestalt. Wie weich war ihre Hand, wie süß ihre Stimme. In einer lichten Stunde, da langsam der Raum wuchs, der Geist und Körper gefangen hielt, schlang Dora die Arme um den Hals der lieben Pflegerin und ihre Stimme klang weich wie nie zuvor als sie leise sagte: „Mutter, du hast mich lieb.“

Dora genas, doch Frau Hanna hatte das tödliche Gift in sich aufgenommen. „Sie hat mich lieb,“ flüsterte sie noch einmal und ein seliges Lächeln verklärte die sterbenden Züge, als der Todesengel sie entführte von einem Erdenspfad, auf dem ihre Füße sich wund gegangen über der Saat des Unkrautes. —



Geschichte des Silberguldens, der gerne nach Afrika gewandert wäre.

(Schluß.)

Hast a wahrer Schatz von an Hausvater, Mandl“, piepste es weich zurück. „D'Kinder sollen's wissen, was s'für an Vater an Dir haben. Da, nimm, was D'brauchst, Hass's eh' sauer g'nug verdient“.

Eine Hand strich über den Geldhaufen, daß die ganze Gesellschaft in eine veränderte Lage kam. Bei dieser Gelegenheit wurde unser Silbergulden von den ihn erdrückenden Kupferstücken befreit und in unverhüllter Schönheit leuchteten nun seine edlen Züge. Die Wirkung seines plötzlichen Erscheinens war überwältigend.

„Wož tausend, Alter. Mir scheint, da hast gar an funkel-nagelneuen Silbergulden mit heimbracht! Meiner Seel!“ (In diesem Augenblicke fühlte sich unser Freund von zwei schmalen knöchernen Fingern erfaßt und dem Lampenlichte noch näher gebracht.) „Das paßt mir aber in den Kram. Morgen ist unserm Ludwig sein Namenstag. Da leg'n mir ihm's Silberstück auf d'Torten auf. Macht zehnmal mehr Eindruck als so ein schmieriger Papiersezen, wie's D'sonst heimbringst.“

Der Vorschlag schien auf keinen Widerstand zu stoßen — und so war das Los unseres Freundes wenigstens für die künftigen Tage, entschieden. Ob es ihn aber seinem Ziele näher bringen wird? Einen Vorteil brachte es ihm jedenfalls sofort. Er wurde aus seiner niederen Umgebung ausgeschieden, sorgfältig in weißes Seidenpapier gehüllt und brachte eine ziemlich befriedigende Nacht in einem Wandschrank der Tiakerstube zu.

Am andern Morgen — es war noch früh am Tage —bettete man ihn sorgsam auf die glacierte Oberfläche einer Biscuittorte, welche die sorgsame Hausmutter zur Feier ihres Lieblings eigenhändig angefertigt hatte. Eine Anzahl kleiner Wachslichtchen wurden angesteckt, und unser Silbergulden, durch den wohlthätigen Einfluß der Lichtstrahlen aufgemuntert, vergaß für kurze Zeit die zweifelhaften Empfindungen von Furcht und Freude, welche die jugendliche Person seines neuen Besitzers in ihm wachrufen mußte. Welcher Zukunft konnte er entgegensehen? Wohin mußte dieser neue Besitzwechsel ihn führen? Im besten Falle in die Lade eines Konditors oder Mandolettibäckers, möglicherweise aber auch an die Kasse eines Zirkusdirektors! O Entsehen! Zirkus und Afrika! Wie wurde der arme Silbergulden seinem geträumten Ziele immer weiter entrückt!

Einige Tage blieb ihm Zeit, in der Sparbüchse seines neuen Herrn über das ihm bevorstehende Schicksal nachzudenken. Endlich — am ersten Sonntage nach dem Ludwigstage — schien der Augenblick der Entscheidung gekommen. „Nun,“ dachte unser Freund, „besser das Entsetzlichste als diese peinigende Un gewissheit!“ (Man sieht hieraus, daß die Silbergulden-Philosophie der menschlichen sehr ähnelt.)

Glücklicherweise befanden sich auch in der Westentasche des bewußten Ludwig, in welche der Silbergulden nun wanderte, einige Glücklicher. Es war ein herrlicher Sommertag. Die Mutter war nach Döbling zu einer Base gefahren, der Vater war „beim Geschäft“ (die Tiaker gehören zu der Klasse der Ausnahmsmenschen, wie Kellner, Briefträger etc., welche nur abwechslungsweise des siebenten Tages in der Woche zur Erholung bedürfen), und unser glücklicher Silberguldenbesitzer hatte — nachdem er seine Hausaufgaben als braver Schüler gewissenhaft beendigt — die Erlaubnis erhalten, zur Nachfeier seines Namens tages sich einen guten Tag zu machen.

Fröhlich schlenderte der Knabe durch die Straßen der Stadt. Dieselben waren — wie das an schönen Sommernachmittagen nun einmal in Wien der Fall ist — wie ausgestorben und die

Gewölbe mit den prächtigen Auslagen geschlossen. Aber das beirrtte unseren Jüngling nicht. Wohin er zielte, das war (welche Menschenkenntnis hatte sich unser Silbergulden in den kurzen Tagen seines Daseins schon angeeignet!) ein Konditorladen, wo es ganz gute Schaumtorten zu kaufen gab. An diesen wollte sich unser Held erst laben und dann mit dem Reste seines Barvermögens in den Prater fahren, wo Panorama und Ringelspiel gar verlockend dem zehnjährigen Knabenherzen wirkten.

Der Weg zum Konditorladen führte an einer Kirche vorbei. Die Türflügel standen weit offen. Eine kräftige Stimme drang daraus an das Ohr des Knaben. Er warf einen neugierigen Blick in das Gotteshaus und sah es ungeachtet des schönen Sommermorgens — mit Menschen dicht gefüllt. Der Knabe trat vollends ein. Auf der Kanzel stand ein Mann in einen weißen Habit gehüllt, ein langer Bart umrahmte das schmale, abgehärmte, von tiefen Furchen durchzogene Antlitz; nur die Augen funkelten in jugendlichem Feuer, und ebenso behend waren die Bewegungen, mit welchen der Missionär seine



Im Kindergottesdienst. Von E. Stübelberg.

begeisterte Ansprache begleitete. Was er sprach — es kam vom Herzen, aber es ging auch zum Herzen. Atemlos lauschte die Menge. Auch der glückliche Silberguldenbesitzer hatte bald Schaumtorte und Panorama vergessen und folgte mit steigendem Interesse den Aufführungen des Priestergriffes. Waren ja letztere ebenso gut für groß und klein, für hoch und nieder verständlich. Es war ein Vortrag über Afrika, über das namenlose Elend der Negerkinder, insbesondere der armen gefangenen Weiber und Kinder, welche von den Sklavenhändlern oft zu Tode gepeitscht oder dem Hungertode preisgegeben werden. Der Missionär bewies, wie die armen Heiden in Afrika noch viel bemitleidenswerter wären als selbst der elendeste Bettler bei uns, dem der Trost der Religion bleibe. Sie aber wissen nichts vom guten Hirten. Und doch hat dieser sein Leben für sie hingegeben und seine Schädeln sollten alle Menschen sein. Aber eben die Neger Afrikas weilen noch außerhalb seines Schaffstalles und werden von reißenden Wölfen, den Arabern, rings bedroht, denen sie körperlich und geistig zur Beute fallen, wenn nicht ihre Brüder in Christo, die Weißen überm Meer, ihr jämmerliches Geschrei hören und ihnen Hilfe senden. O lieber

Christ! Hilf auch du, daß diese armen Schäflein in den Schafstall des guten Hirten gesammelt werden, indem du mit Gebet und Almosen die Missionäre unterstützen, welche hinausziehen nach Afrika, die Schwarzen loszukaufen und ihnen das Evangelium Christi zu predigen. Rede dich nicht damit aus, daß es schon im Lande Elend genug gibt und daß du von Werken der Wohltätigkeit allzu viel in Anspruch genommen bist. Eine kleine Gabe zum Besten der unglücklichen Negerkinder wird selbst der ärmste Mann noch erübrigen können, und auf dem Scherstein der Witwe ruhte ja des Heilandes reichster Segen. Wer viel hat, gebe viel, wer wenig hat, gebe vom wenigen. Jeder aber erinnere sich, daß auch der arme Schwarze drüben in Afrika sein Bruder sei und daß Christus gesagt hat: „Was ihr dem Geingsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan...“

Viele Augen waren feucht geworden. Auch unserm Knaben standen die Tränen nahe. Was sollen wir aber von unserm Silbergulden sagen, der vom ersten Augenblitc an, da das Wort „Afrika“ sein Ohr traf, bis zum Schlusse des Vortrages gleichsam von Mitleid, Begeisterung und Opfer Sinn ganz überfloss? Hätte er jetzt über menschliche Tränen verfügt, sie wären zweifelsohne in Bächen geflossen. Dazu überkam ihn ein Gefühl unaussprechlicher Wonne in der Überzeugung, daß er nun endlich wider Erwarten am Ziele seiner Bestrebung stand. Jetzt oder nie! Eine günstigere Gelegenheit, für Afrika gewidmet zu werden, konnte sich nicht finden.

Der Missionär hatte die Kanzel verlassen und durchschritten, einen Teller in der Hand, die ehrerbietig vor ihm zurückweichende Menge. Kupferstücke, Zehnerln, Zwanzigerln, auch Guldenstücke flogen auf den Teller nur so hin — aber unser Silbergulden flog nicht dahin, und wieder begann er zu trauern.

Schüchtern schlich sich der Knabe, sein Besitzer, zur Kirchentür hinaus. Seine Wangen waren gerötet, ein sehr heftiger Kampf spielte sich in seinem Innern ab. Hatte er wohl eine Ausrede, seinen armen, unglücklichen Brüdern drüben im Heidentande nicht zu helfen? Seine Eltern waren freilich recht arm — aber doch nicht so arm, als daß sie dem Kleinsten nicht einen Silbergulden zum Namenstag schenken könnten. Dieser Silbergulden war's eben, der ihm jetzt wie Feuer in der Tasche brannte!

Drüben um die Ecke lag der Konditorladen mit den bewußten Schaumrollen. Der Knabe war bis vor die Auslage gelangt, wo die begehrten Süßigkeiten ihm entgegenwinkten. Er wollte die Klinke erfassen und in den Laden eintreten. Aber in diesem Augenblitc trat wieder das Bild der hungernden, jammernden Negerkinder, wie der Missionär sie eben gezeichnet, in lebhaften Umrissen vor seine empfängliche Kinderseele. Und — war's Zufall oder Fügung? — als er einen Schritt zurückwich auf die Straße, erblickte er das weiße Gewand des Missionärs, der eben eilig an ihm vorbei wollte.

„Bitt', Hochwürden,“ er tönte es zaghaft von den Lippen des Knaben. Der Missionär fühlte sich am Kleide zurückgehalten.

„Bitt', Hochwürden“, wiederholte der Kleine und seine Stimme zittert vor innerer Bewegung. „Mir geht's gar z'viel zu Herzen, was Hochwürden über d'armen Negerkinder g'sagt haben. Der Silbergulden ist mein Namenstagsg'schenk. 's ist alles, was ich hab'. Nehmen's Hochwürden“.

Und — glücklicher Silbergulden, dein Ideal ist erreicht! — Das Geldstück lag jetzt in den Händen eines afrikanischen Missionärs.

Der Priester sah den jugendlichen Geber mit einem tiefen Blick an. Er hat in seinem Leben hundertfach größere Gaben für seine Mission in Empfang genommen, keine aber hat ihn so erfreut wie diese.

Er legte beide Hände auf das Haupt des Knaben, und sprach drei inhaltsschwere Worte:

„Gott segne dich.“

Und dann setzte er seinen Weg fort, begleitet von unserem jubelnden Silbergulden, den wir nun seinem Schicksale getrost überlassen können und der die Erfüllung seiner edlen Wünsche einem einfachen Wiener Bäckersohn zu verdanken haben sollte. . .

Der Friede.

G eheimnisvoll auf weichen Sohlen
Zieht leis ein Jüngling über Land,
Kehrt ein, bald da, bald dort, verstohlen,
Und reicht dir flüchtig seine Hand.

Da stehst du, armer Mensch, gefangen
Und schaust dem Schöngelockten nach,
Der still an dir vorbei gegangen
Und munter murmelnd für sich sprach:

„Die Menschen nennen mich den Frieden“
Und suchen mich landauf, landab,
Doch wenigen bin ich beschieden,
Ich trage stets den Wanderstab.

Und bau' ich wo mir eine Hütte,
Dann heißt der Ort ein Paradies,
Doch zog ich fort in raschem Ritte,
Wo mich ein Mensch als irdisch pries.

Herm. Pöll.



Nur ein Beispiel.

Von Dr. med. Stäger, homöopath. Arzt.

Nan kennt meinen Kampf, den ich gegen den modernen, medizinischen Giftschwindel führe. Ich führe ihn mit Vorliebe in populärer Form und nicht in Fachzeitschriften, denn er gehört vor das ganze Volk. In diesen Dingen, die sich hinter den Kulissen nur immer in geheimnisvollem Latein abspielen, welches das Volk nicht versteht, wird selten Aufklärung gegeben. Das Publikum, das bei dem Drama mehr als nur Zuschauer ist, hat aber ein Recht auf ein ordentliches Deutsch und ich will mich anstrengen, ein solches zu schreiben, damit der unaufmerksamste Leser es verstehen kann.

Veronal ist der Name des neuesten Mode-Mittels, welches eine Darmstädter chemische Fabrik erfunden hat. Veronal ist der Inbegriff eines idealen Schlaflmittels. Die Fabrik schreibt selber in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“: „Veronal, neues, ganz vorzügliches Hypnotikum, ohne die üblichen Nach- und Nebenwirkungen anderer Schlaflmittel. Dosis bei Erwachsenen 0,5 Gramm.“

Daraufhin wenden Tausende von Aerzten, die auf der Höhe der Wissenschaft stehen wollen, es bei ihren Patienten an. Mit Freuden legt man die unheimliche Morphiumsprize, bei der man nie wissen kann . . . , auf die Seite, man legt das Chloral, das Sulphonal, das Codein und hundert andere auf die Seite und freut sich herzlich, einmal mit gutem Gewissen ein unschädliches Schlaflmittel in Händen zu haben. Nun kommt etwas wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Warum muß auch die schönste Freude verdorben werden!

Anlässlich einer Gerichtsverhandlung zu Hohenmünden in Sachen einer Vergiftung mit 10 Gramm Veronal, welche ein Apothekerlehrling aus Versehen einem Patienten eingehändigt hatte, kam es an den Tag, daß schon viel geringere Gaben dieses Mittels heillos schlimm wirken können. Der Experten, Medizinalrat Dr. Engelbrecht in Braunschweig, bekannte, daß schon bei Dosen von drei Gramm bedenkliche Erscheinungen von Vergiftung beobachtet worden seien. Daß bei länger fortgesetztem Gebrauch der gewöhnlichen Dosen bei einzelnen Leuten Schwindel und Sprachstörungen auftreten, war schon längere Zeit bekannt,“ fügt der Referent der „Therapeutischen Monatsberichte“ vom 15. August 1905 hinzu. Somit verdient Veronal keineswegs das Prädikat „unschädlich“.

auch wenn der behandelnde Arzt persönlich vielleicht damit noch keinen Todesfall erlebt hat.

Ihr müßt lernen, die „gelehrten“ Rezepte zu entziffern, das hilft euch über manche Kunstrankheit hinweg, über „Schwindel“ und „Sprachstörungen“, ja sogar über „Vergiftungsfälle“.

Ich rechne es zur Gesundheitslehre, das Volk über die Schäden des neuen sogen. „Heil“-Mittels aufzuklären und die Gesundheitslehre soll der Arzt in die breitesten Schichten tragen.

Eine Stimme aus der Wüste ist vielleicht noch meine Mahnung, aber sie wird da und dort ein Echo werden und alle die Echos werden endlich zum gebietenden Kommando „bis hier und nicht weiter!“.



Von alten Spitzen.

**

Über den Ursprung der Spitzenfabrikation berichtet eine schöne alte Legende: Zu den Seiten, da das Haus Burgund in Flandern regierte, lebte daselbst ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit mit Namen Serena Barbara, das den ganzen Tag nähte und spinn, um ihre drei kleinen Schwestern zu ernähren. Obwohl es also blutarm war, war es doch im Herzen voller Fröhlichkeit, denn es liebte einen jungen, ebenfalls ganz armen Bildhauer, Arnold van Dost geheißen. Eines Sonntags im Frühling knieeten Arnold und Serena, da sie in der blühenden Landschaft wandelten und ihnen zu Häupten die Vögel sangen wie heilige Englein schön, vor einem Steinbild der allerseligsten Jungfrau nieder und flehten sie recht aus Herzenstiefe an, ihrer Not ein Ende zu machen und ihre Liebe zu krönen. Da neigte die Madonna sich herab und ließ auf die schwarze Schürze des Mädchens aus ihren feinen Fingern einen Faden herabgleiten, und dann einen zweiten, einen dritten und noch viele andere. Diese Fäden kreuzten sich und verschlangen sich, knüpften sich zu kleinen Knoten und flochten sich zu einem zarten Gitterwerk, bis schließlich ein durchsichtiges, spinnwebfeines Gewebe auf der Schürze Serenas lag. Mit Staunen, doch voll Aufmerksamkeit hatte das Mädchen dem Wunder zugeschaut; nun trug sie das feine Gewebe sorgsam nach Hause und ahmte es mit dünnen, von ihr selbst gebleichten Fäden nach.

Das wundersame Ereignis verbreitete sich unterdessen in der Stadt; vornehme und reiche Damen strömten herbei, die neue Stickerei zu bewundern, und eine jede von ihnen begehrte von dem zarten Gewebe, um die Haare damit zu schmücken. So ward Serena reich, und Glück und Liebe lächelten ihrem weiteren Leben . . . Die Klöppelarbeit war seit dem 16. Jahrhundert in den Niederlanden, Deutschland und Italien allgemein bekannt und einzelne Damen und Bürgersfrauen beschäftigten sich auch zum Vergnügen damit, wie uns die Bilder mancher holländischer Genremaler, de Mieris, Metsu, beweisen, wenn gleich freilich die Spitzenfabrikation auch schon damals zumeist von besonders dafür ausgebildeten Arbeitern ausgeführt wurde.

Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts begann sich auch die Mode der Spize zu bedienen. Heinrich III. trug bereits einen Spizenkragen. Es wird erzählt, daß der König zunächst eifrig der spanischen Mode der ungeheuren breiten Mühlsteinkragen oder Fräse gehuldigt habe, bis einmal bei einer Volkslustbarkeit zu St. Germain eine Schar von Studenten, die riesige Halskrausen von Papier trugen, ihn umringten und spöttend riefen: „An der Fräse erkennt man das Kalb“, wobei sie auf den Doppelfinn von Fräse, das im französischen Kalbsgräse und Halskrause bedeutet, anspielten. Der König ließ die frechen Spötter zwar ins Gefängnis werfen, legte aber selbst die schwere Halskrause ab und trug von nun an einen Spizenkragen. Er hat überhaupt die Spitzen in das Gebiet der Mode eingeführt und erschien vor den Ständen von Blois in einem

Gewand, das mit 4000 alten französischen Ellen Goldspitzen besetzt war.

So ward in diesem seinen zarten Gewebe ein Charakteristikum der nun aufflühenden französischen Mode gegeben, das auch durch strenge Verbote Heinrichs IV. nicht mehr aufgehoben werden konnte. Ein jedes Festkleid hatte nun Spitzenbesätze; man trug lang auf die Hand herabhängende Spitzenmanschetten, breite Spitzenhauben, die schon auf Bildern des Antonius Mor und Miereveldt auftreten. Vor allem mußten Spitzen einen jeden Halskragen verzieren; sie fanden sich ebenso an den hohen Stehkragen, wie ihn Maria Stuart trug, wie an der breiten Halskrause, die den Kopf Rubensscher Frauen so prächtig hervorhebt. Die Männer ließen sich im 17. Jahrhundert auch die Hosen mit Spitzen besetzen und trugen einen breiten Spitzenrand als Besatz der Stulpen ihrer Reiterstiefel.

Während man zunächst hauptsächlich Spitzen aus den Niederlanden, dann hochberühmte aus Venetien und Genf, sehr seine und mühsame Arbeiten aus Deutschland, wo die Annaberger, Schneeberger, Marienberger Spitzen die gesuchtesten waren, bezog, kam seit der Heirat Ludwigs XIV. mit der Infantin Maria Theresia eine kurze Zeit die spanische Spize in Mode. Doch Colberts Finanzgenie wußte diesem fremden Wettbewerb zu begegnen; er ließ aus Italien drei Spitzenmacher kommen und richtete ihnen im Schloß Bouray, nahe bei Allençon, eine Fabrik ein, die er mit einem Kapital von 50,000 Talern ausstattete. Nun erreichten bald die französischen Spitzen ihren Weltruhm, durch den die italienischen und niederländischen Spitzen aus dem Felde geschlagen wurden. Um 1740 verfertigte man in Venetien keine Spitzen mehr, weil sie von denen aus Allençon übertroffen wurden. Die französische Mode schuf nun die Fontange, eine Spitzenhaube, die entstanden sein soll, als die Herzogin von Fontange ihr Spizentaschentuch über ihre in Unordnung geratenen Haare breitete, und dann die Steenkerke, ein Spitzenhalstuch für Herren, aus dem sich die erste Krawatte entwickelt hat. In der Schlacht bei Steenkerke wurde nämlich so schnell zum Angriff geblasen, daß die Prinzen ihre Spizenkragen nur lose umknüpfen konnten. Daraus entstand dann die reich mit Spitzen besetzte Krawatte.

Im Rokoko tritt die auch heute noch geschätzte Spitzenwäsche immer mehr hervor. Der Spizenzupon blickt unter dem geschrägten Kleid hervor, das Spizenzabot zeigt die kostbarkeit des Hemdes. Die Wäsche von Madame, die Tochter Ludwigs XV., die den Infanten von Spanien heiratete, enthielt für 600,000 Franken Spitzen. Sowohl die strenge Einfachheit der beginnenden Direoire verachtete den leichten Tand des feinen Gewebes, doch schon unter dem ersten Konsul brachte Frau Recamier die Spize wieder in Mode. Auch heute spielen ja die Spitzen bei jeder Robe, bei jedem Troussseau die gewichtigste Rolle.

(„Abln. Volksztg.“.)



Die Gartenraute (*Ruta graveolens*).

Nach M. Zimmerer.

→#←

Die Raute war schon im höchsten Altertume bekannt und als außergewöhnliche Heilpflanze geschätzt. Währenddem aber viele Arzneikräuter ihr Ansehen Jahrhunderte hindurch bewahrt, hat die Raute eine mehr stiefmütterliche Behandlung erdulden müssen. Möchten nun diese Zeilen dazu dienen, dieser Pflanze bessere Beachtung zu verschaffen!

Die Raute bildet einen Halbstrauch. Sie ist es, welche der an ätherischem Oleo so reichen Familie der Rautengewächse den Namen gegeben hat. Ihre mehrfach gefiederten, spatelförmig abgerundeten Blätter haben eine bläulich-graue, staubige Farbe. Der unten holzige Stengel teilt sich in mehrere, oft einseitig entwickelte Doldenzweige. Diese tragen die grüngelben, an dem Rande gewölbten Blüten, von denen die zuerst auf-

blühende, mittlere Blüte eines jeden Zweiges immer 5 Blumenblätter, 10 Staubfäden und einen fünfblätterigen Fruchtknoten, alle andern aber nur vier Blumenblätter, acht Staubfäden und einen vierteiligen Fruchtknoten haben. Diese Pflanze wird noch außerdem dadurch merkwürdig, daß sich die Staubgefäße bei der Befruchtung in guter Reihenfolge nach einander zum Stempel hinneigen und dann wieder zurücktreten.

Da die vierteiligen Blumen der Rauta das Zeichen unserer Erlösung, ein Kreuz, bilden, so gebrauchte die Kirche das Kraut in den ältern Zeiten des Christentums als Sprengwedel, namentlich beim Exorzieren und später wurde es zum Sinnbild der Demut und Reue.

Fürstliche Familien nahmen es dann in ihr Wappen, als sie von Glauben und Liebe bewegt, zum Heiligen Lande zogen und die Stätten betraten, wo die Demut und Liebe selbst gelehrt und gelitten hatte.

Auch zum rührenden Brautschmuck armer Waisen wurde das Kraut, und wahrscheinlich hat seine bescheidene Kreuzblume manches Dulderinnenhaupt höher geziert als ein Kranz von Myrten und Rosen es getan hätte.

Ferner wurde die Rauta als Gegengift in den Gärten angebaut, um es für alle Fälle sogleich bei der Hand zu haben. Auffallend ist es allerdings auch heute noch, daß kein Insekt und kein Wurm diese Pflanze angreift oder zeragt. Ja, ich habe beobachtet, wie die benachbarten Kräutlein vom Ungeziefer übel mitgenommen, hingegen der Rauta nicht das mindeste Leid zugefügt worden war.

Es ist in der Tat erwiesen, daß diese Pflanze selbst eine gewisse Schärfe besitzt, die zu Vergiftungserscheinungen führen kann, wenn bei ihrem Gebrauche nicht weises Maß und Ziel herrscht.

Die Rauta enthält ein stark balsamisch riechendes, ätherisches Öl und bittern Extraktivstoff. Durch Trocknen verliert sich jedoch der unangenehme Geruch. Ihr Geschmack ist außerordentlich bitter und scharf und etwas reizend.

Zur arzneilichen Verwendung kommen die Blätter.

Ihre Wirkung ist eine reinigende, stärkende und kräftigende, sowohl innerlich als auch äußerlich.

Wenn die zerstoßenen Blätter auf die Haut gelegt werden, bringen sie eine rotaufähnliche Entzündung hervor; deswegen hat man die Schärfe derselben früher oft dazu benutzt, um chronische Katarrhe durch sie abzuleiten.

1. Zum innerlichen Gebrauche empfiehlt sie Kneipp im Theeaufguß bei Blutandrang zum Kopfe, bei Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Herzklagen, Atmungsbeschwerde, Verdauungsschwäche, bei sonstigen krampfhaften Zuständen, wie Hysterie und Epilepsie, sowie auch bei Wechselseitern und allen Zuständen, „die in Schwäche des Gesamtörpers oder einzelner Organe ihren Grund haben“.

Auch zur Förderung der Menstruation ist dieser Tee außerordentlich gut. Wo aber Entzündungsursachen zu den besagten Leiden vorhanden sind, darf Rautentee niemals angewendet werden.

2. Als reinigendes und stärkendes Mittel ist der frisch aus der Pflanze gepresste Saft auch bei Frühjahrskrähen sehr empfehlenswert. Er wird in Wein oder Fleischbrühe getrunken.

3. Äußerlich angewendet, dient Rautentee als Mund- und Gurgelwasser bei eiterndem, faulem Zahnsfleisch, oder bei Halsgeschwüren, Bräune und ähnlichem.

Auch zur Reinigung anderer fauler Geschwüre ist derselbe zu empfehlen, ebenso zu reinigenden, stärkenden und die Haut zur Tätigkeit reizenden Bädern und Umschlägen, bei Reizzen, Ziehen und andern Schmerzen in den Gliedern, bei Schwäche und Nebermüdung.

Wer den Rautentee nicht gebrauchen mag, der kann sich eine Tinktur mit dieser Pflanze ansetzen und dieselbe zu den gleichen Heilzwecken gebrauchen, wie jenen, indem er täglich

morgens und abends auf Zucker oder in etwas Wein 8—12 Tropfen von derselben nimmt.

Den Thee bereitet man mit 10—12 Gramm Blättern auf 1 Liter Wasser.

Die Rautenblätter werden vor der Blütezeit, im Mai oder Juni gepflückt, im Schatten getrocknet und aufbewahrt. Die Pflanze selbst liebt einen sonnigen, eher trockenen als feuchten, und einen sandigen, ja steinigen Boden. In gelinden Wintern bleiben die Blätter grün, bis die neuen hervorbrechen.

Zum Schlusse laßt uns dankbar Gottes Güte und Weisheit preisen! Denn Er hat, um mit dem Psalmisten zu sprechen, „die Kräuter erschaffen zum Dienste der Menschen“.



Sinnsprüche.

Seines Glückes Schmied — stolzer Ruhm,
Seines Unglücks Meister — Heldentum.



Viel süße Früchte bringt die gute Tat,
Und nimmer faulst der Weisheit gold'ne Saat.



Kein unverdaulicher Menschekind,
Als Dummköpfe, die gebildet sind.



Die Wahrheit rächt sich an ihren Feinden,
Die Lüge an ihren Freunden.



Der ist ein Tor, der Bilsenkraut
Und Schierling sich im Garten baut.



Küche.

Zucker-S. Man nimmt 500 g Mehl, 250 g Zucker, 250 g Butter, 1—2 Eier, eine abgeriebene Zitronenschale auf ein Brett und wirkt alles zu einem Teig. Daraus schneidet man Stücke ab in der Form eines S, legt sie auf ein bestrichenes Brett, streicht sie mit Eigelb an und backt sie in mittlerer Hitze.

Birnenkomposte. Die Birnen werden schön geschält, der Stiel wird auch geschält. Man gibt sie sogleich in kaltes Wasser, damit sie die schöne Farbe behalten. Dann setzt man sie mit Wasser und Zucker aufs Feuer und läßt sie weichkochen. Sie werden dann schön auf eine Schüssel geordnet. Zum Saft gießt man noch etwas Weißwein und läßt ihn einkochen, bis er dickflüssig ist. Vor dem Servieren gießt man ihn über die Birnen. *Salesianum.*

Einmachen der gelben Rüben. Die Rüben werden geschält und in Stengelchen geschnitten. Hernach legt man sie in frisches Wasser, kocht sie in Salzwasser weich und schwenkt sie dann kalt ab. Zu einem Pfund Rüben werden $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker in $\frac{3}{4}$ Liter Wasser und zwei Deziliteter Weinessig geläutert. Nach Läuterung des Sirups werden die Gelbrüben-Stengelchen einige Minuten mitgekocht, dann herausgesiebt und mit dem erkalteten Sirup übergossen. Wenig Zitronenschale, Zimt und Nelken geben dem Eingemachten einen pikanten Geschmack. Des andern Tages wird die Flüssigkeit wieder abgegossen, noch einmal aufgekocht und nach vollständigem Erkalten wieder an die Rüben getan. Die Masse wird nun zum Aufbewahren in geeignete Gefäße abgefüllt und zweckentsprechend mit in Schnaps getauchtem Pergamentpapier überdeckt. Selbstredend müssen auch die Gefäße gut verschlossen werden.

Redaktion: Frau A. Winiförer, Sarmenförer (Argau).

wir einige Statistiken. Im Jahre 1903 wurden in dem Gerichtshof von New-York County 7647 Kinder verhört, im folgenden Jahre 7631. Wenn man die gewaltige Zunahme der Bevölkerung bedenkt — von den 250,000 Einwanderern bleiben die meisten in New-York — so ist der Fortschritt unverkennbar. Von den 7631 Kindern wurden nur 1779 in Besserungsanstalten geschickt. Die Zahl der Kinder, die der Verbrechen überführt oder unverbesserlich waren, belief sich auf 3749; von diesen wurden auf Parole entlassen 1089 und nur 270 mußten, weil sie ihre Vorsätze nicht hielten, wieder vor den Richter gestellt werden. Wenn die Kinder sich eine geraume Zeit gut gehalten haben, werden sie frei und brauchen sich nicht mehr zu stellen; die Agenten aber über immer eine Art von heilsamer Überwachung aus.

Die Kinder, die keine oder schlechten Eltern und Vormünder haben, werden in Besserungsanstalten untergebracht. Man hat es zweckmäßiger gefunden, unter den Kindern eine Trennung durchzuführen und deshalb das „Cottage System“ eingeführt, nach welchem die in vereinzelten Häusern lebenden Kinder mit den übrigen nicht zusammentreffen.

Unter den Verbrechen der Kinder waren die häufigsten Diebstahl, Raub, Einbrechen, Brandstiftung, tätliche Misshandlung, Unsitlichkeit, 4 Fälle von Mord und 8 Versuche von Selbstmord. Die Agenten lassen es sich besonders angelegen sein, den guten Ruf der Kinder zu wahren, sie den verschiedenen Wohltätigkeits-Vereinen der Konfession, der sie angehören, zu empfehlen, denn sie wissen recht wohl, daß Religion den der Versuchung ausgesetzten Kindern den größten Halt gewährt. Da manche Eltern, um die Kinder los zu werden, sie zur Verübung von Verbrechen oder Vergehen angestrieben haben, sind von den Agenten genaue Nachforschungen angestellt und die pflichtvergessenen Eltern zur Ernährung ihrer Kinder verpflichtet worden. Es bleibt zu wünschen, daß dem Vorgang von New-York,

der auch in andern Städten der Vereinigten Staaten Nachahmung gefunden hat, auch bei uns die verdiente Beachtung zu teilen werde.
P. U. Zimmermann S. J.

An unsere wohltätigen Abonnentinnen!

Aktion zu Gunsten der zu gründenden Dienstbotenschule im Aargau im Betrage von Fr. 5, 10, 20 und mehr sendet auf freundl. Verlangen jederzeit gern die Redaktion. Es handelt sich hier um ein interkantonales Werk; darum mögen die Frauen aller Gau Hand bieten.

Redaktion: Frau A. Winistorfer, Garmenstorf (Aargau).

GALACTINA Kinder-Milchmehl
besteht zur Hälfte aus bester Alpenmilch
Unübertroffen 186
Man hüte sich vor Nachahmungen →

Mit „Enterorose“

heilt man rasch und sicher

Magen- und Darmkrankheiten, Brechdurchfall der Kinder,

Ernährungsstörungen im Säuglingsalter, akute und chronische Diarrhöen der Erwachsenen, Darmtuberkulose etc.

Im Gebrauch in staatlichen Krankenhäusern, Kinder-spitälern, Sanatorien etc. 4 93¹⁵

Büchsen à Fr. 1.25 und 2.50. In allen Apotheken erhältlich.

Gesellschaft für diätetische Produkte A.-G., Zürich.

Kaiser-Borax

Zum täglichen Gebrauch im Waschwasser und Bad. Das unentbehrlichste Toilettemittel, verschönert den Teint, macht zarte weisse Hände.

Bewährtes antiseptisches Mittel zur Mund- und Zahnpflege.

Nur echt in roten Cartons zu 15, 30 und 75 cents.

Kaiser-Borax-Seife 75 cents. — Tola-Seife 40 cents.

Spezialitäten der Firma Heinrich Mack in Ulm a. D.

116¹⁰

In der Buch- & Kunstdruckerei Union, Solothurn, ist zu beziehen

Aus dem alten Solothurn

Jur Erinnerung an die Dornacher Schlachfeier. — Preis Fr. 6.—

1. „Der Kinder-Garten“:

das schönste und beste für Kinder! Eine Hilfe für gute Erziehung. Alle 14 Tage eine nach Text und Bild allerliebstes Nummer. Jährlich nur Fr. 1.50 (18 zu 15 Fr.).

2. Jeder Jüngling,

jedes Mitglied eines Jünglingsvereines halte „Die Zukunft“! Interessant, belehrend, unterhaltsend; jeden Monat ein illust. hübsches Heft. Jährlich nur Fr. 2.40. Sehr nützlich!

3. Für Lehrer

und alle Schulmänner empfehlen sich die „Pädagogische Blätter“. Vielseitig, manigfältig, gebiegen, fesselnd und praktisch! Erscheint jede Woche. Preis jährlich nur Fr. 5.— (Lehramtstand. 3 Fr.)

4. Jedermann

abonniere die hübsche „Mariengruß aus Einsiedeln“! Sehr reichhaltig, spannende Erzählungen, praktische Belehrungen, schöne Bilder. In allem das Beste. Kein Haus ohne diese! Jährlich nur Fr. 2.50. Bestellungen für alles an Oberle & Rickenbach in Einsiedeln.

Soeben ist erschienen und durch die Buch- und Kunstdruckerei Union zu beziehen:

P. Joseph Spillmann S. J.

Skizze von M. Arenburg.

Preis 30 Cts.

Gegen Einsendung von 35 Cts. erfolgt die Zusendung franko.

Mädchen-Schutzverein Solothurn.

Stellen-Vermittlung:

Montag, Mittwoch und Freitag, abends 5 bis 6 Uhr im Marienhaus.

1906

53. Jahrgang

53. Jahrgang

St. Ursen-Kalender

enthält hübsches Kalendarium, Weltchronik, interessante und belehrende Erzählungen und Aufsätze in reichhaltiger Auswahl, Wohltätigkeit im Kanton Solothurn, historische Begebenheiten; ferner den Schweizerischen Totenkalender sowie ein vollständiges, nach den Gemeindeangaben hergestelltes genaues Märkteverzeichnis. — Ueber 40 Illustrationen.

Preis 40 Cts.

Wiederverkäufer werden gesucht
und erhalten hohen Rabatt.

Sich zu wenden an die Verlags-Anstalt,

Buch- & Kunstdruckerei Union
Solothurn.

Tuchfabrik Entlebuch.

Reichhaltiges Lager in **Guttuch, Halbtuch, Halblein und Cheviot, Buckskin und Loden**. — Wir besorgen auch **Lohn- oder Kundenarbeiten** nach Muster, kaufen Wolle. Tauschen Waren gegen Wolle. Muster und Preistarife zu Diensten. Infolge Neuanschaffung verschiedener Maschinen garantieren wir für **solide, tadellose Fabrikation** bei billigsten Preisen und empfehlen uns bestens

188⁶ H 4285 LZ

Tuchfabrik Entlebuch.

Kurer & Cie., in Wyl, Kt. St. Gallen

(Nachfolger von Huber-Meyenberger, Kirchberg)

empfehlen ihre selbstverfertigten und anerkannt preiswürdigen

Kirchenparamente und Vereinsfahnen

wie auch die nötigen Stoffe, Zeichnungen, Stickmaterialien, Borten und 187¹² Fransen für deren Anfertigung.

Ebenso liefern billigst: Kirchliche Gefäße und Metallgeräte, Statuen, Kirchenteppiche, Kirchenblumen, Altaraufzüge für den Monat Mai etc. etc.

Mit Offerten, Katalogen und Mustern stehen kostenlos zu Diensten.

5 Francs und mehr

per Tag Verdienst

Hausarbeiter-Strickmaschinen-Gesellschaft.
Gesucht Personen beiderlei Geschlechts zum Stricken auf unserer Maschine. Einfache und schnelle Arbeit das ganze Jahr hindurch zu Hause. Keine Vorkenntnisse nötig. Entfernung tut nichts zur Sache und wir verkaufen die Arbeit.

Hausarbeiter-Strickmaschinen-Gesellschaft

Thos. H. Whittick & Co.,

Wa 1555 g Zürich, Hafnerstrasse 23—53.

184⁰

Offene Stellen

Geucht ein katholisches, williges Kindsmädchen, das etwas nähen und flicken kann. Eintritt könnte sofort geschehen. 183⁰

Frau Müller-Schubiger,
Schmerikon, Kanton St. Gallen.

Ein intelligentes Mädchen könnte sofort in die Lehre treten bei Frau M. Heß-Oberholzer, Damenschneiderin, Thalacker-Wald (St. Zürich). 189⁰

In der **Buch- & Kunstdruckerei Union** sind folgende Verlagswerke zu beziehen:

Mädchenköpfe, hübsche und minderhübsche Fr. — 70.

Männerköpfe, hübsche und minderhübsche (Ruhm und Ehre) Fr. — 25.

Erinnerungen aus meinem Leben, mit einem Anhange von Predigten, von Schlumpf Fr. — 50.

Ansere liebe Frau im Stein, von P. Laurentius Gschle, broschiert und gebunden à Fr. 1.50, 2.50 und 3.—.

Kneippbücher Fr. 3.50 und 4.—.

Gebetbücher, v. einf. bis feinsten, auch Großdruck.

St. Anna, die Zuflucht aller die sie anrufen. Ein sehr empfehlenswertes Gebetbuch für das Volk, in Rotschnitt Fr. 1.40; Goldschnitt Fr. 2.30; Leder Fr. 3.20.

Album: „Aus dem alten Solothurn“ Fr. 6.—

Bohrer Joseph, bishöflicher Kanzler u. Domherr, v. Msgr. L. R. Schmidlin, Fr. 1.50.

Bernhardin Sanson, der Ablaßprediger der Schweiz von Msgr. L. R. Schmidlin, Fr. 1.50.

Erinnerungen an Mariastein, vom Eremiten vom Eschöpperli, Fr. — 50.

Der Gang ins Kloster, Gedicht von Joseph Wipfli, Fr. — 45.

Ein edles Freundschaftspaar, P. Gall Morel, der Sänger von Maria Einsiedeln und M. Paul von Diechvanden, religiöser Historienmaler, von A. v. Liebenau Fr. 1.—.

Das neue Leben, von J. Fr. Bucher Fr. 1.60.

Die Entstehung der Organismen im Lichte der Bibel und der Naturforschung, 20 Cts.

Die Jubelfeier der Dornacher Schlacht in Solothurn 1499—1899 Fr. — 50.

Die Sodalität des hl. Petrus Claver, 45 Cts.

Ausgepakt, Winke und Ratschläge für junge, unerfahrene oder gutmütige Leute. Zusammengestellt von einem Volksfreund Fr. — 50.

Vorträge über die unbefleckte Empfängnis der allerseeligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, von P. Magnus Küngle Fr. 1.—.

Erinnerung an Rob. v. Sury, Artillerie-Major in Königl. sizilianischen Diensten, von Oberst Göldlin von Tiefenau, 75 Cts.

Die Schulwiste, praktische Winke zur Vorbereitung der Schulbesuche, besonders für Mitglieder der Gemeinde-Schulkommissionen, von Pfarrer Schwendimann brosch. 70 Cts., kart. 80 Cts.